

Kitsch as Kitsch can

Der »OPERETTEN-ORPHEUS 2019« für die Geschwister Pfister.
Iris Steiner im Gespräch mit den Preisträgern



»Entscheidend ist, was man draus macht.« So könnte man die Arbeit der schweizerisch-deutschen Musikkabarettistengruppe »Geschwister Pfister« in einem Satz zusammenfassen. Einen kleineren gemeinsamen Nenner gibt es nicht, da die drei vielseitigen Künstler Christoph Marti, Tobias Bonn und Andreja Schneider vor fast nichts Halt machen, was Ihnen in die Hände fällt. Die Unterhaltungskiste des letzten Jahrhunderts wird tabulos durchwühlt: Volkslied, Revue-Märchen, Hollywood-Schmalz, Schlager, Swing, Jodler und Pop – kein Genre ist sicher vor den dreien, die mit schonungsloser Bissigkeit, liebevoller Romantik und haifischähnlicher Boshaftigkeit selbst die verstaubtesten Sujets in ein neues Licht rücken. Da war es nicht weiter verwunderlich, dass auch die Operette keine Gnade fand und von den Pfisters in ganz eigenem Stil neu interpretiert wurde. Sie haben sich auch hier einen Namen gemacht, mit schrill-schräg-komischen Programmen und einer Botschaft, die für die moderne Operette so wichtig ist: keine Angst vor Kitsch und Klischees. Keine Distanz der Regie vor dem Stück – und Geschichten, deren Figuren mit Leben gefüllt sind und ihre Nöte und Wünsche offen zeigen. Berührend UND komisch – kein Widerspruch. Nicht in der Operette und nicht im Selbstverständnis der Geschwister Pfister. Wir finden, dass dieser Ansatz preiswürdig ist und wollten mehr darüber erfahren ...

Was ist für Sie gute Operette? Oder anders gefragt: Was ist Operette nicht?

Tobias Bonn: Mit der Operette ist es wie mit dem Beton: es kommt darauf an, was man draus macht. Natürlich gibt es bessere und weniger gute Libretti, abwechslungsreiche und weniger reizvolle Partituren. Entsprechend verlangt das Werk nach Bearbeitung – mal mehr, mal weniger. Allerdings hilft auch eine gute Bearbeitung nichts, wenn die Geschichte



»Ball im Savoy«, die aktuelle Pfister-Produktion am Staatstheater Nürnberg; Tobias Bonn und Frederike Haas als Aristide de Faublas und Madeleine

und die handelnden Figuren nicht interessieren oder die Musik nicht berührt. Als Spielplatz für wilde Regiekonzepte hat mir die Operette noch nie getaugt. Dafür liebe ich das Genre zu sehr. Ich bin halt eine Kitschkuh.

Christoph Marti: Tatsächlich schauen wir als Pfisters bei der Auswahl eines Stoffes fast immer als erstes auf den Kitsch- und den Glamourfaktor. Handelt es sich um alpinen Kitsch wie beim »Weissen Rössl«, um Hollywood-Kitsch, vermischt mit süd-amerikanischer Folklore wie bei »Clivia« oder um mediterranen Kitsch wie jetzt beim »Ball im Savoy« – eine Operette, die im Nizza der 30er Jahre spielt und mit der wir gerade in Nürnberg auf der Bühne stehen. All das sind Zutaten, die uns sehr entgegenkommen, weil dort das Potential und die Idee der »Geschwister Pfister« am besten zur Geltung kommt. Darüber hinaus hilft uns eine möglichst durchgeknallte Geschichte immer sehr, wobei »durchgeknallt« hier nicht abwertend gemeint ist, sondern mit der ich eher die »Unwahrscheinlichkeit« einer Handlung meine. »Clivia« ist dafür ein sehr gutes Beispiel. Kaum vorstellbar, dass sich das im richtigen Leben so zutragen könnte!

Termine

»Ball im Savoy«
Staatstheater
Nürnberg
bis 5. Juli

»Frau Luna«
Tipi am Kanzleramt,
Berlin
bis 31. März

**»Roxy und ihr
Wunderteam«**
Komische Oper
Berlin
31. Mai bis
27. Juni

»Die Rache der Fledermaus« am Casinotheater Winterthur mit Stefan Kurt als Dr. Blind, Christoph Marti als Rosalinde und Tobias Bonn in der Rolle des Eisenstein



»Gräfin Mariza«, Theater St. Gallen: Tobias Bonn als Tassilo und Christoph Marti als Fürstin Bozena

Genau da setzen wir an und nehmen diese zugebenermaßen völlig albern Geschichten ernst: Genau so war das damals, genau das ist passiert. Plötzlich werden die Figuren fast so etwas wie Helden, mit denen sich das Publikum sehr gerne identifiziert. Wenn dann auch noch die Musik für uns passt – wir sind ja keine Opernsänger – ist das eine perfekte »Geschwister Pfister-Operette«.

Wie sind die Geschwister Pfister eigentlich überhaupt zur Operette gekommen? Sie waren doch mit den Revue- und Schlagerprogrammen sehr erfolgreich ... Warum dann noch Operette?

Tobias Bonn: Buchstäblich »wie die Jungfrau zum Kinde« und genauso romantisch, wie das hier klingt: Wir saßen in den frühen Morgenstunden im legendären Nachtsalon der »Bar Jeder Vernunft« in Berlin, in der wir unsere ersten Erfolge feierten, und haben überlegt, welches Stück wir zusammen mit den ebenfalls gerade am Start ihrer Karriere befindlichen Kollegen und Freunden Meret Becker und Max Rabe in diesem Spiegelzelt machen könnten. Christoph hatte mich vor kurzem noch in Göttingen als Piccolo gesehen und hat spontan das »Weiße Rössl« vorgeschlagen. Als dann Schaubühnengrößen wie Walter Schmidinger, Gerd Wameling und Otto Sander ebenfalls begeistert waren und mitmachen wollten, gab es kein Halten mehr.

Christoph Marti: Walther Schmidinger hat uns übrigens auch den Floh mit »Clivia« ins Ohr gesetzt. Während der Rössl-Zeit – wir haben drei Monate ensuite gespielt – hat er uns backstage mehrfach die ganze Operette vorgespielt und gesungen. Es hat dann allerdings noch einige Jahre gedauert, bis wir einen Intendanten von dem Stück mit uns in den Hauptrollen überzeugen konnten. Barrie Kosky hatte den richtigen Riecher ...

Wie gehen Sie als Geschwister Pfister an Operettenstoffe heran um herauszufinden, welche Operette zu Ihnen passt – oder nicht?

Tobias Bonn: Wenn es um die mögliche Realisierung einer Operette geht, schauen wir immer als erstes, was es in welchen Konstellationen zu erzählen und zu singen gibt. Das hat dann meistens mehr mit Bauchgefühl als mit Konzeption zu tun. Natürlich liegen uns die sogenannten Berliner Operetten der Zwischenkriegszeit am meisten, da sie oft vom komödiantischen Talent und dem virtuosen Umgang mit Dialog und Wortwitz leben. Das sind unsere »Kernkompetenzen«, wenn Sie das so nennen wollen, und dafür fühlen wir uns zuständig. Musikalisch passen Kompositionen von Kálmán, Oscar Straus, Künneke, Heymann, Benatzky und Abraham für uns sehr gut – wir kommen ja ursprünglich vom Schlager – und diese Operetten sind auch für Schauspieler gut zu singen. Die Fledermaus, die wir 2018 in der Schweiz gemacht haben, war deshalb eine große Herausforderung für uns. Aber es hat sich gelohnt, deshalb sollte man auch bei musikalisch anspruchsvolleren und »opernhafteren« Operetten wohl niemals nie sagen.

Christoph Marti: Mir fällt dazu ein, dass uns als Pfisters sehr verbindet, das Genre, die Geschichten und Figuren ernst zu nehmen – aber uns selber nicht besonders. Wir kennen uns sehr lange und sehr gut und wissen, wo unsere Stärken und Schwächen liegen. Daher trauen wir uns, Dinge auszuprobieren. Das Klima ist sehr familiär – und bei aller Anstrengung steht immer der Spaß und die Freude an der Arbeit im Vordergrund.

Warum sollte man auch im 21. Jahrhundert noch Operette spielen?

Tobias Bonn: Auch wenn einem die Libretti vieler Operetten auf den ersten Blick vielleicht etwas verstaubt vorkommen können – die Themen sind bei genauerem Hinsehen zeitlos. Die Gründe der Figuren, oft sehr dumme Dinge anzustellen, und die Sehnsüchte oder Ängste, die sie umtreiben, finden wir alle in uns selber – wenn wir ehrlich sind. Und dann ist da ja natürlich auch immer noch die wunderbare Musik ...!

Christoph Marti: Die Sehnsucht in einer Operette ist die größte, die mir in einem musikalischen Genre überhaupt begegnet ist, und geht weit über das Beschwören einer »heilen Welt« hinaus. Gerade in einer schnellen Zeit wie der heutigen sehnt man sich danach, wie sich etwas anfühlen könnte oder sollte oder es einmal tat. Für die abgeschmackte, heimat-tümelnde Art, die wir vielleicht aus den Operettenfilmen der 50er und 60er Jahren kennen,

war die Propaganda der Nazis verantwortlich. Das hat sich lange gehalten und es ist sehr viel kaputt gemacht worden. Wir fangen gerade erst an, vieles vom »eigentlichen Kern« des Genres wieder zu entdecken und auch zuzulassen.

Wie haben Sie persönlich die Operette »entdeckt«?

Tobias Bonn: Als Kind habe ich eine Art von Musiktheater durch das Fernsehen mitbekommen. Mich hat immer fasziniert, wenn aus dem Dialog einer Geschichte heraus die Handlung plötzlich in einem Lied weitererzählt wurde. Mit der Oper war ich damals eher überfordert, und das Genre Operette kannte ich gar nicht.

1989 habe ich als Anfänger am Deutschen Theater in Göttingen den Piccolo im Weißen Rössl spielen dürfen. Ich weiß noch, dass viele meiner Schauspielkollegen die Nase gerümpft haben, als sie erfuhren, dass der Intendant Heinz Engels eine Operette auf den Spielplan setzt. Mir hat das sofort großen Spaß gemacht – und mit unserem »eigenen Rössl« in der »Bar Jeder Vernunft« in Berlin Anfang der 90er Jahre war die Leidenschaft endgültig entfacht.

Christoph Marti: Ich möchte die frühen Disney Zeichentrickfilme der Grimmschen Märchen erwähnen – »Snow White«, »Sleeping Beauty« und »Cinderella«. Für mich ist das absolut Operette, wahre Schätze, die mich schon als Kind unglaublich beeindruckt haben und es übrigens bis heute tun.

Wir nehmen uns selber nicht besonders ernst

Ist Operette technisch »schwierig« (zu singen und zu tanzen) – im Vergleich zu anderen Genres, die die Geschwister Pfister bedienen?

Tobias Bonn: Eindeutig: Ja. Wir Pfisters haben alle keine klassische Gesangsbildung und sind keine gelernten Tänzer. Wir bereiten uns daher entsprechend frühzeitig und langfristig auf jede Operette vor. Die Latte hängt ja recht hoch – besonders bei den bekannten Werken, die jeder im Ohr hat. Manchmal hilft es, sich historische Aufnahmen anzuhören. Das kann ich übrigens sehr empfehlen. Da staunt man hin und wieder nicht schlecht, wie »respektlos« die Stars der Uraufführungen zuweilen mit dem Notenmaterial umgegangen sind ...